Die Flickerin

Autor(en): **Marnier, Alexander**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 23

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646097

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Flickerin

Historische Miniatur von Alexander Marnier

Duell über einer Suppenschüssel

«Sagen Sie, wer ist der junge Mann, der seit einiger Zeit an unseren Tisch zum Essen kommt?»

«Ach, ein armer Tintenklexer!»

«So, was hat er denn geschrieben?»

«Niemand weiss es genau. Hier einen Vers, da eine Epistel... Wahrscheinlich hat er nicht viel Talent, denn niemand spricht über seine Werke.»

«Was ihn nicht hindert, mit einem Gesicht herumzulaufen, als ob er die Welt auf den Kopf stellen wollte.»

Die beiden Männer brachen in schallendes Gelächter aus.

Denn man lachte gerne und viel in dem kleinen Hotel St. Quentin auf den Höhen des Quartier Latin, an der Ecke Rue de Cluny - Rue des Cordiers. Es begab sich vor genau 200 Jahren. Im Lokal verkehrten Burschen aus dem Quartier, drei, vier Habenichtse, Haudegen und andere Kumpane mit grossen Mäulern und kleinen Gehirnen.

Man sass beim gemeinsamen Mittagsmahl. Unter hörbarem Kauen und Schmatzen erzählte man sich mehr oder weniger geistreiche Mätzchen, ebenso fett wie die Suppe der Wirtin. Das verschaffte Zerstreuung, und man vergass darüber den Geschmack der Kraftbrühe. Der Tonangebende der Tafelrunde war ein langer Kerl mit einem seidenen Schnurrbart. Er behauptete, in fernen Ländern gewesen zu sein. Wenn er nicht gerade von seinen Heldentaten mit dem Säbel berichtete, die er mit weitausholenden Gesten illustrierte und dabei Töpfe und Teller in Gefahr brachte, liess er mit zugekniffenen Augen allerlei Geistesblitze auf seine Kumpane los, die alle in Entzücken setzten, welche sich nicht davon abgestossen fühlten.

Unser Haudegen war übrigens ein recht gescheiter Bursche. Er versuchte seine Witzeleien nur bei harmlosen Gemütern und nicht sehr intelligenten Leuten. Ganz besonders hatte er es auf die Flickerin des kleinen Gasthauses abgesehen, die, wer weiss warum, am selben Tisch mit den Pensionären ass. Sie war ein junges Mädchen von vielleicht 23 Jahren, mit einem roten, wenig anziehenden Schafsgesicht, naiv und beschränkt und gerade gescheit genug, um die Hotelwäsche zu flicken.

Sie hiess Therese.

«Also, Therese, stimmen die Gerüchte, die im Quartier über Ihren Grafen umlaufen», wandte sich ihr Maulheld zu und wischte sich mit dem Aermel den Schnurrbart, dessen Spitzen durch die daran haftende Suppe herunterhingen.

Alle Löffel blieben in der Luft zwischen Napf und Mund stehen, alle Nasen blähten sich in Erwartung des guten Witzes, der kommen sollte.

«Was für ein Gerücht, mein Herr», fragte bestürzt und errötend Therese.

«Wie, Sie fragen noch», warf der Lange hin. «Als ob Sie nicht wüssten, was man sich erzählt!»

«Ich weiss es bestimmt nicht», mein Herr. «Mache ich meine Arbeit nicht recht?»

«Hm, hm...»

«Was wirft man mir denn vor», stammelte das arme Ding.

«Nichts, mein Fräulein!»

Die Stimme kam von der Türe her. Erstaunt erhoben die Gäste ihre Köpfe. Wer wagte es...

Es war der neue Pensionär, der Tintenklexer. Er ging zum Tisch und schwang seine Beine über die Bank vor seinem Teller. Einen Augenblick herrschte Mäuschenstille. Alle Blicke richteten sich auf den Neuankömmling, einen eher schwächlichen Mann in den Dreissigerjahren. Ohne sich um die frostige Kälte zu kümmern, die sein Unterbrechen hervorgerufen hatte, schöpfte er in Ruhe seine Suppe und lächelte der Flickerin zu, die mit grossen, dankbaren Hundeaugen zu ihm hinblickte.

Plötzlich fiel die Faust des Maulhelden mit grossem Gepolter auf den Tisch, so dass das Geschirr zu tanzen anfing. Sein Schnurrbart zitterte, die Köpfe der Anwesenden senkten sich, und sogar die Fliegen, die fröhlich im Zimmer herumgeschwirrt waren, klebten erschreckt an der Decke.

«Mein Freundchen», pfiff der Krieger durch seine spitzen Zähne, «mit welchem Recht mischen Sie sich in die Unterhaltung eines Edelmannes?»

«Mit dem Recht, mein Herr, das mir ein Edelmann gibt, der seine Stärke auf Kosten eines Schwächeren missbraucht», erwiderte ruhig der Gefragte.

Bumms!

Die Köpfe hoben sich. Oha! Der junge Mann blieb die Antwort nicht schuldig. Der Raufbold warf einen Blick in die Runde und bemerkte da und dort ein aufkeimendes Lächeln. Es blieb ihm nur noch ein Ausweg.

«Laffe, was würden Sie dazu sagen, wenn ich meinen Heldendegen aus der Scheide zöge?»

«Ich? Nichts. Bitte, mein Herr, ziehen Sie ihn heraus.»

«He? Was sagen Sie?»

«Ziehen Sie ruhig Ihren Degen, da Sie doch nicht über genügend Geist verfügen, sich ohne Waffe zu verteidigen.»

«Verflucht noch einmal!»

«Therese, wollen Sie mir bitte noch etwas Suppe geben», fragte der junge Mann freundlich.

Man fuhr mit essen fort. Alle lächelten spöttisch, nur die Flickerin nicht, deren Herz voll Dankbarkeit schwellte, und der Säbelheld, der seinen Suppenknochen abnagte und während des Kauens entsetzliche Drohungen und besonders ausdrucksvolle Flüche hervorstiess, die er von seinen Weltreisen mitgebracht hatte.

Ein gutes Mädchen

Nach dem Essen ging der Schriftsteller hinaus in sein Zimmer im ersten Stock. Kaum hatte er sich an seinem Arbeitstisch niedergelassen, als an die Türe geklopft wurde.

«Herein!»

Es war Therese, die Flickerin.

Mit schüchterner Miene trat sie näher, und ihre roten Hände spielten verlegen unter der roten Schürze.

«Herr Rosseau», begann sie.

«Rousseau», verbesserte der junge Mann, «Jean-Jacques Rousseau».

«Richtig, Herr Rousseau... Ich wollte Ihnen danken, dass Sie mich vorhin in Schutz genommen haben.»

«Bah, sprechen wir nicht mehr davon», erwiderte Rousseau und beugte sich wieder über seine Arbeit.

Doch die Flickerin entfernte sich nicht. Linkisch stand sie da, zwischen Türe und Tisch, wie zur Bildsäule erstarrt. Rousseau schaute sie an. Sie war eher hässlich. Doch sie war jung. Und wenn eine Frau jung ist, übersehen die Männer oft deren Dummheit.

«Sollte ich Ihnen je einen Dienst erweisen können...», murmelte Therese.

«Das ist nett von Ihnen... Doch ich wüsste nicht welchen.»

Die Flickerin bückte sich, um ein Buch vom Boden aufzuheben.

«Vielleicht könnte ich Ihr Zimmer etwas in Ordnung bringen, wie?»

Belustigt zuckte der junge Mann die Schultern. Hinter ihm hob Therese einige Kleidungsstücke auf, die auf dem Boden herumlagen, wischte mit ihrer Schürze den dicken Staub von der Truhe, bewegte sich geschäftig hierhin und dorthin...

«Es ist etwas kalt und ungemütlich in diesem Raum...»

«Gewiss, ja.»

«Hier, Herr Rousseau, nehmen Sie lieber mein Brusttuch um Ihre Schultern.»

Sie war ihm nunmehr ganz nahe, stand unmittelbar hinter ihm. Er spürte die weiche Wolle des Tuches auf seinem Nacken und die wohlige Wärme dieser plötzlichen Nähe eines weiblichen Wesens. Warum kam ihm mit einem Mal seine ganze Vergangenheit in den Sinn? Lehrling, Schreiber, Graveur, Lakai, Seminarist, Kammerdiener, Uebersetzer bei einem Prior, Grundbuchbeamter, Musiklehrer, Hauslehrer, Sekretär. Alle diese Berufe hatte er schon ausgeübt und zählte doch erst 33 Lenze! Er war dieses liebeleeren Abenteuerlebens müde. Er sehnte sich nach einem Wesen, das ihn verstehen, ihn umsorgen, ihm ergeben sein würde. Sollte vielleicht dieses Mädchen...»

«Was schreiben Sie da, Herr Rousseau?»

Sie beugte sich über seine Schulter, und eine Locke streifte zart seine Schläfe.

«Eine Oper.»

Mit vor Erstaunen offenem Munde schaute sie ihn an.

«Eine Oper? Was ist denn das?» stammelte sie endlich.

Er lächelte leise. Wie rührend, diese Unwissenheit! Hier fand er wenigstens einmal eine natürliche, ungekünstelte Frau.

«Das ist ein Bühnenwerk. Ich werde es ‚Les Muses galantes' betiteln», erläuterte der Dichter.

«Wie gelehrt Sie sind, Herr Rousseau!»

«Meine liebe Therese, in Ihrem einfachen Hirn steckt mehr

Wahrheit, als in all den Büchern hier auf meinem Tisch», rief der junge Schriftsteller aus.

Bestürzt und furchtsam blickte Therese nach ihm hin.

«Glauben Sie wirklich, Herr Rousseau?»

«Gewiss.»

«Aber... ich kann kaum lesen!»

Rousseau erhob sich. Eine verrückte Idee hatte plötzlich von ihm Besitz ergriffen.

«Therese, wollen Sie in meine Dienste treten?»

«O ja! Was würden Sie mir bezahlen», fragte sie interessiert.

«Hm... ich bin arm. Zehn Livres. Genügt Ihnen das?»

«Ich würde gerne fünfzehn verdienen, Herr Rousseau», zierte sich die Flickerin.

«Also sagen wir zwölf Livres und 15 Sous.»

Und Jean-Jacques Rousseau, plötzlich galant werdend, kniff das Kinn seiner neuen Dienerin, die glühend rot wurde.

Die unentbehrliche Megäre

Monate vergingen.

Es gab keine Dienerin mehr.

Therese Levasseur war «Gouvernante» geworden.

Sie regierte überall, vom Estrich bis zum Keller, vom Küchentisch bis zum Arbeitstisch. Ihre Mittelmässigkeit wurde Gesetz, sie mischte ihr Geschwätz in alles, sprach von Pflastern, wenn Rousseau von Literatur träumte, quälte ihn mit tausend abgeschmackten Kleinigkeiten und störte ihn fortwährend. Doch sie pflegte ihn auch, übernahm seine fixen Ideen, glaubte an sie und nährte sie.

Vielleicht war dies der verständlichste Grund für die fast unglaubhaft scheinende Anhänglichkeit des genialen Jean-Jacques an die stupide Therese. Denn Kranke lieben es, wenn man an ihre Leiden glaubt und sich mit ihnen darüber unterhält. Um einer Kleinigkeit Willen erheben sich manche zu Grösse und Originalität.

Rousseau liess sich leicht entmutigen. Er lebte in ständiger Angst, die immer wieder von allen möglichen beunruhigenden Gedanken, die man ihm einflösste, genährt wurde.

Die einstige Flickerin verstand es, sich in das Spiel einzufügen. Das war vielleicht überhaupt ihr einziger Zug von Intelligenz. Schrieb Rousseau nicht, diese Frau sei «der einzige Trost, den der Himmel ihm in seinem Elend schenkte»? In anderen Augenblicken allerdings gelangte seine Erkenntnis zu anderen Ansichten. In seinen «Confessions» schreibt er: «Ich werde die Wunden, die sie in mein Herz riss, entblössen, ohne dass bis zum Augenblick dieser Niederschrift mir je zu irgendjemand auch nur ein einziges Wort der Klage entschlüpft wäre.»

Denn Rousseau beklagte sich nicht.

Einmal, als er es wagte, warf sie ihm an den Kopf:

«Und mein Lohn, he? Meine zwölf Livres und 15 Sous im Monat?»

Jean-Jacques zog rasch den Kopf ein. Gewiss, er hatte sie nie bezahlt.

«Uebrigens langweile ich mich hier! Sie langweilen mich», fuhr sie fort. «Glauben Sie, es sei ein Vergnügen für eine Frau, ihre Liebe, ihre Jugend und ihre Fürsorge an einen Mann zu verschwenden, der stets seinen Ideen nachhängt, die er weiss der Himmel woher holt, der den lieben, langen Tag dummes Zeug schreibt, sich beklagt, misstrauisch ist, hüstelt und mit einem Gesicht herumläuft wie sieben Tage Regen!»

«Sie haben recht, meine gute Therese», gab er klein zu mit der Stimme eines gescholtenen Kindes.

«Was würden Sie überhaupt ohne mich machen, he?»

Polternd ging sie hinaus und warf Besen und Geschirr herum, um diesem Einfaltspinsel zu zeigen, dass sie allein die Herrin des Hauses sei.

Und beim Lärm seiner unentbehrlichen Megäre schrumpfte der Philosoph über seiner Arbeit zusammen.

Die Familie Levasseur

Rousseau bemerkte übrigens bald auch auf andere Weise, wer bei ihm zu befehlen hatte. Eines Tages, als er in seine Arbeit vertieft war, hörte er nebenan laute Stimmen.

«Was soll denn das bedeuten», schrie er.

Da öffnete sich die Tür und herein flutete ein Schwarm Leute.

«Hier bringe ich Ihnen meine Familie», sagte Therese Levasseur.

«Wie bitte?»

Man liess ihm keine Zeit zu Fragen. Schon schüttelte ihm

(Fortsetzung auf Seite 710)

Solothurn-Zollikofen-Bern-Bahn

Ordentliche Generalversammlung der Aktionäre

Am vergangenen Samstag fand die ordentliche Generalversammlung der Aktionäre der Solothurn-Zollikofen-Bern-Bahn statt. Verwaltungsratspräsident Grossrat Hans Winzenried hiess die Anwesenden willkommen und gab in seiner Ansprache einen kurzen Ueberblick über die allgemeine politische Lage und die nun eingetretene Waffenruhe. In besonderer Dankbarkeit gedachte er der Leistungen der Schweizerischen Armee und zollte der Arbeit der Behörden Lob, wobei er besonders die Organisation um die Ernährungssicherung im Lande als eine Leistung von ausserordentlicher Tragweite bezeichnete. Dem Gründer der Organisation, dem verstorbenen Bundesrat H. Obrecht, der sich auch um die Solothurn-Zollikofen-Bern-Bahn ganz besondere Verdienste erwarb, gebühre, sagte der Verwaltungsratspräsident, ehrendes Angedenken und sein Name wird auf immer mit der Bahn verbunden bleiben. Der Präsident sprach auch dem Betriebsdirektor G. Amstutz, den Angestellten und Arbeitern des Unternehmens den aufrichtigsten Dank aus für die geleisteten Dienste.

Ueber den Geschäftsbericht, der noch günstigere Resultate aufzuweisen hatte als der vorjährige Rekordbericht, sprach Betriebsdirektor G. Amstutz, dessen umsichtiger Leitung dieses Erfolgsjahr zu verdanken ist. Die hauptsächlichen Punkte ergaben folgendes Bild:

Die *Baurechnung* weist gegenüber dem Vorjahr nur insofern eine Aenderung auf, als in der Rubrik Erwerb von Grund und Rechten, der Erlös aus dem Verkauf eines Landabschnittes bei der Station Fraubrunnen abgeschrieben worden ist.

Die *Betriebsrechnung* erzeigt an

Betriebseinnahmen . . . Fr. 2 359 796.49, das sind Fr. 339 902.59 oder 16,8 % mehr als im Vorjahr;

Betriebsausgaben . . . Fr. 1 682 736.97, das sind Fr. 231 692.11 oder 16,0 % mehr als im Vorjahr;

Einnahmenüberschuss . . Fr. 677 059.52, das sind Fr. 108 210.48 oder 19,0 % mehr als im Vorjahr.

Prozentual verteilt sich die *Einnahmensteigerung* auf die verschiedenen Verkehrsarten wie folgt: *Personenverkehr* 15,7 %, *Gepäckbeförderung* 19,9 %, *Tiertransport* 15,0 %, *Güterverkehr* 23,2 % und *Postbeförderung* 16,5 %.

In den prozentual nahezu in gleichem Ausmass wie die Betriebseinnahmen gestiegenen *Betriebsausgaben* wirkten sich neben der allgemeinen Materialverteuerung die erhöhten Ausgaben für die Hochbauten und mechanischen Einrichtungen, die Mehrkosten der elektrischen Energie infolge grösserer Fahrleistungen, der Mehraufwand für das Personal (Vermehrung des Personalbestandes wegen der Verkehrszunahme, reichlichere Teuerungszulagen und grössere Beteiligung am Betriebsüberschuss) und schliesslich erheblich höhere Steuern und Abgaben aus.

In der *Gewinn- und Verlustrechnung* verdienen die folgenden Ausgabeposten erwähnt zu werden:

Der *Erneuerungsfonds des Güterzustelldienstes* wurde mit der aussergewöhnlichen Einlage von Fr. 12 500.— bedacht, weil beabsichtigt ist, den seit 1929 im Güterzustelldienst verwendeten, den gesteigerten Anforderungen nicht mehr voll genügenden Benzinmotorlastwagen im Laufe des Jahres 1945 durch einen stärkern, mit Rohöl betriebenen Lastwagen zu ersetzen.

Der *Fonds für aufgeschobene Unterhalts- und Erneuerungsarbeiten,* der im Vorjahr mit einer ersten Einlage von Fr. 50 000.— neu gebildet wurde, ist im Hinblick auf die seiner wartenden Aufgaben von stets wachsender Bedeutung pro 1944 mit Fr. 200 000.— gespeist worden.

Unter den *sonstigen Ausgaben* betrifft die Rückstellung von Fr. 10 000.— rückständige Steuern pro 1943, gegen die ein Rekurs immer noch hängig ist.

Die *Rechnung über die Personalfürsorgekassen* umfasst neu nun auch die zusätzliche Versicherung eines Teils des Personals der SZB bei der Pensionskasse der Ascoop.

Die ordentliche Generalversammlung genehmigte den Geschäftsbericht und die Rechnungen, erteilte Decharge an die Verwaltungsorgane und bestätigte den Vorschlag des Verwaltungsrates für die Kontrollstelle pro 1945.

Der diesjährige Geschäftsabschluss ermöglichte wieder eine stärkere Schuldentilgung, so dass die Schulden heute mit Fr. 1 424 802.— zu Buch stehen, gegenüber Fr. 3 045 312.— im Jahre 1922. Gleichzeitig ist der Bestand des Spezialfonds im gleichen Zeitraum von Fr. 566 320.— auf Fr. 4 529 382.— gestiegen. Mit diesem Resultat kann die Bahn auch den kommenden Jahren, worunter vielleicht auch 7 magere Jahre sein werden, mit Vertrauen entgegenblicken und der umsichtigen Betriebsleitung mit Direktor Amstutz an der Spitze ist zu wünschen, dass ihre Arbeit auch weiterhin von sichtbarem Erfolg gekrönt werde.





Praktische solide Kinderhöschen *und ein* Spielbüssy

Fabriziert von ausgedienten Damenstrümpfen

Arbeitsgang von den Höschen: Von ein paar alten Strümpfen wird der untere ausgediente Teil weggeschnitten; nun werden der Naht entlang die Strümpfe aufgeschnitten, dann beide Teile so zirka 10—12 cm zusammengenäht, dann für den Spickel noch ca. 7—8 cm offen gelassen; der übrige Teil des Strumpfes wird weggeschnitten. Für den Spickel wird nun noch ein 7—8 cm quadratisches Stückcken von dem Abfallteil ausgeschnitten. Nun wird der Spickel eingesetzt, dann um die Beinchen ein Saum genäht, ebenso für den Gummizug. Zuletzt wird das Gummiband eingezogen, und das Höschen ist fertig.

DAS BÜSSY

Für die kleinen Kinder ein liebes und für sie wertvolles Spielzeug, und für die Mutter kostet es wirklich nichts, als die Mühe es zu machen.

Die Bearbeitung: Der untere ausgediente Teil wird weggeschnitten. Nach Belieben kann man den Strumpf noch aufschneiden und wenden, im anderen Fall wird er einfach vorne so zugeschnitten, dass man eine Halbmondform erhält, macht dort dann eine Naht, und so bilden sich dann die Ohren beim Ausstopfen. Zum Ausstopfen verwendet man entweder Kapok oder alte Lumpen usw. Man stopft aus bis zur Hälfte des Strumpfes, und zwar sehr gut, dann wird der Schweif gebildet, und zwar so wie das Bild zeigt. Zuletzt wird noch das Gesicht gemacht, die Augen mit 2 Knöpfen, es können auch Augenknöpfe sein, was dann noch natürlicher aussieht, welche man in einem Pelzgeschäft erhalten kann. *J. F.*

Die Flickerin (Fortsetzung von Seite 703)

ein stämmiger, rundlicher Kerl die Hand, und Madame Levasseur scharwänzelte um ihn herum, begutachtete die Wohnungseinrichtung, liess sich nieder, um wie ein Gerichtsvollzieher den Blick durch den Raum schweifen zu lassen. Als ob dies noch nicht genüge, tauchten überdies Theresens Schwestern, ihr Bruder und ihre kleinen Nichten auf.

«Oh, haben Sie da schöne Hemden», bemerkte der Bruder, während er im Kasten wühlte.

«Finden Sie», erwiderte Jean-Jacques, lediglich um etwas zu sagen.

«Ja... hm...»

Der Kerl legte ein Hemd probeweise über seine Brust.

«Es würde mir gut passen. Was meinst du, Therese?»

«Oh, gewiss. Vielleicht schenkt es dir Herr Rousseau...»

«Ja, aber...», wagte der Dichter einzuwenden, während er ein Manuskript verteidigte, das die kleinen Nichten eben in Stücke reissen wollten.

«Behalt es doch», entschied Therese. «Und wenn du je wieder eines brauchen solltest...»

Poesie und Geschwätz

Es dauerte vierundzwanzig Jahre.

Wenigstens auf diese Art und Weise.

Denn, nach Ablauf dieser vierundzwanzig Jahre bat Rousseau, der nunmehr mit dem Lohn für seine «Dienerin» mit einigen Tausend Livres im Rückstand war, zwei seiner Freunde, ihn in einen kleinen Saal des Hotel de la Fontaine d'Or in Bourgoin — wo er sich inzwischen niedergelassen hatte — zu begleiten.

Der Tisch war für vier Personen gedeckt.

Therese hatte ein neues Brusttuch umgelegt.

Rousseau, der sehr bewegt war, erhob sich und sprach:

«Meine Herren, ich bat Sie hierher, um bei der wichtigsten Handlung meines Lebens Zeuge zu sein, meiner Heirat mit Fräulein Therese Levasseur.

Nach den Memoiren eines der Trauzeugen, des Artillerie-Offiziers Champagneux, hielt der Bräutigam eine solch rührende Rede über die Freundschaft, dass den Gästen Tränen über die Wangen kugelten. Man ass, man trank, man umarmte sich, und in Ermangelung von Geigen sang Jean-Jacques beim Nachtisch.

So kam es, dass im Jahre 1768 eine Flickerin, die nur mit Mühe lesen, kaum schreiben und überhaupt nicht rechnen konnte, die hässlich, alt, wunderlich und zänkisch war, Jean-Jacques Rousseau, das Genie des Jahrhunderts, heiratete.

Wie war diese Verbindung?

Jean-Jacques Rousseau blieb zurückhaltend. Während seine Umgebung diese bedauerliche Heirat beklagte, die den Philosophen an dieses ungeschliffene und mürrische Wesen kettete, trug der Schriftsteller eine seltene Seelengrösse zur Schau und brachte gegenüber Therese eine Engelsgeduld auf. Er sprach von «Madame Rousseau», wie er sie nannte, mit Worten, die seine Freunde und Besucher in Erstaunen setzten. Hören wir, was Prinz de Ligne darüber schreibt: «Seine hässliche Frau oder Dienerin unterbrach uns manchmal und warf abgeschmackte Bemerkungen über ihre Linie oder die Suppe dazwischen. Er antwortete ihr stets liebenswürdig und hätte ein Stück Käse in den Himmel erhoben, wenn sie davon gesprochen hätte.»

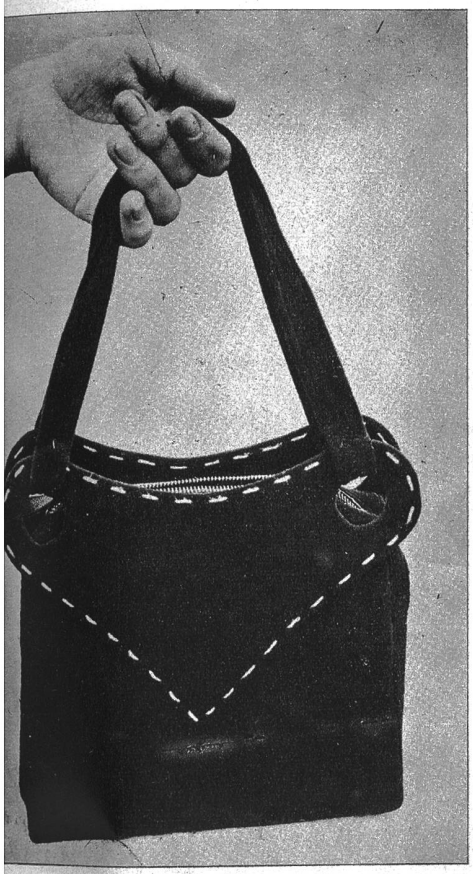
Madame Rousseau war übrigens wütend, dass sie wegen ihrer Mittelmässigkeit keinen standesgemässen Rang einnehmen konnte. Brachte sie die allzu wohlwollende Liebenswürdigkeit, die der Dichter ihr gegenüber bezeugte, dazu, denselben zu verachten?

Man ist versucht, es zu glauben.

Wenigstens liesse ihr Benehmen nach dem Tode Rousseaus dies vermuten. Denn von diesem Augenblick an zeigte sie sich, wie sie wirklich war: wüst, dirnenhaft, verbummelt, egoistisch, kleinlich, dumm und würdelos.

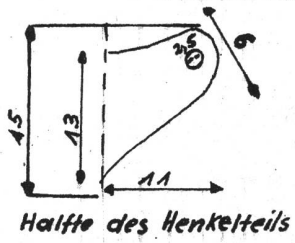
Hübsche Handtasche aus Jersey

(oder aus dem gleichen Stoff wie das neue Kleid; oder aus Resten)

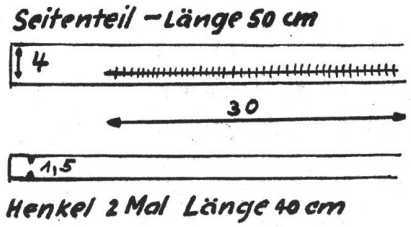


MATERIAL: 30 cm Jersey, Reissverschluss 30 cm Länge, 60 cm Miederband, Kleiderwatte, Karton, Klebestoff, Futterseide.

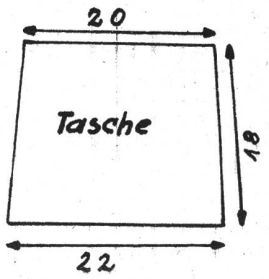
ANLEITUNG: In den angegebenen Massen schneiden wir zuerst die Kartonstücke, das Gerüst der Tasche zu. Die beiden Taschenwände werden durch Wäschebündel mit dem Boden zusammengenäht. So entstehen saubere, gerade Kanten. Jetzt näht man die Watteeinlage auf das Kartongerüst und steppt am Rande fest. Dann wird der Stoff leicht darübergeklebt. Acht geben, dass der Klebestoff nicht durchdrückt, weil sonst gerne Flecken entstehen. Auf der Innenseite näht man dann das Futter dagegen und versäubert. Das Miederband bekommt einen Stoffüberzug und wird abgesteppt. In der Mitte näht man nun den Reissverschluss ein. Nun fügt man die Seitenteile (überzogenes Miederband) mit der Tasche durch Ueberwindlingsstiche zusammen. Die beiden leicht herzförmigen Teile, die die Henkel tragen, werden mit Jersey beidseitig überzogen, indem man den Stoff leicht anklebt. Dann stickt man mit Leinengarn in Vorstichen die Verzierung ein. Sind die Teile fertig, sauber vorgearbeitet, dann werden sie beidseitig der Tasche angeklebt. Die Henkel aus Jersey steppt man mehrreihig ab und näht sie dann an.



Hälfte des Henkelteils



Henkel 2 Mal Länge 40 cm



Das veranlasste manche zum Ausspruch, dass Therese Levasseur während seines Lebens Rousseaus Schwächen unterstützt und ihn nach dem Tode ermordet habe.

Tanz um den Tod herum

Diese Tragikomödie begann bereits am Totenbett des Dichters.

Sobald der Arzt das Ableben festgestellt hatte und weggegangen war, durchsuchte Therese die Taschen des Verstorbenen, die Kästen, alles, und es gelang ihr, auf diese Weise 14 600 Livres in die Hände zu bekommen.

Wenn jemand kam, warf sich die Frau auf den Toten, küsste ihn und weinte bitterlich.

Doch sobald der Ruhestörer die Tür hinter sich schloss, trocknete sie rasch ihre Tränen und kehrte zu ihrem Geld zurück.

Es geschah zu Ermenonville, beim Marquis de Girardin.

Man vergrub den Philosophen etwas abseits im Park. Seine erschütterten Verehrer pilgerten in Scharen dorthin, und ein Unbekannter machte sogar mit einem Revolverschuss auf dem Grabe des «Genies» seinem Leben ein Ende. Nur Therese leerte fröhlich einen Schoppen nach dem andern in Gesellschaft eines grosstuerischen, groben Stallburschen mit dem Uebernamen Jean Montretout. Sobald sich jedoch jemand um sie kümmerte, vergoss die Scheinheilige Tränen und beweinte vor dem ganzen gerührten Europa den grossen Mann. Dann wischte sie die Krokodilstränen wieder weg und schwelgte weiter mit ihrem Stallburschen.

Diese unzüchtige Witwe war sehr auf ihren Vorteil aus. Sie liess sich eine Rente von 700 Livres bezahlen. Ueberdies war sie schon reich durch das, was sie vorher zusammengescharrt hatte. So begann sie nun, die vornehme Dame zu spielen, um den Bauern zu imponieren.

Sie war nahezu sechzig Jahre alt, ihr Freund Montretout vierunddreissig. Und dieses alte Weib lachte mit ihrem Stallburschen über den Einfaltspinsel von einem Philosophen, der ihr Ehemann gewesen war, und machte gierig seinen Ruhm zu Geld. Von allen Seiten erhielt sie Renten. Sogar der König von England liess ihr 6000 Livres zukommen. Die Verleger gewährten ihr enorme Summen.

Sie unterschrieb sehr vornehm: «Fameu deu gangaque».

Jawohl: «Ehefrau des Jean-Jacques».

Schlimmes Ende

Theresens Sünden rächten sich an ihr.

Der Wirtshaushocker Jean Montretout nahm ihr allmählich alles ab, was sie besass. Sie hatte den grössten Schriftsteller des Jahrhunderts unter der Fuchtel gehabt. Ein Stallbursche machte sie mürbe und lebte von ihrem Gelde, bis sie zugrunde ging, arm und verachtet.

Der Kerl schickte sie sogar zur Assemblée Nationale, um Hilfe zu erbitten. Man gewährte der «Witwe des Jean-Jacques Rousseau» auch tatsächlich eine jährliche Rente von 1200 Livres.

Der stets anspruchsvolle Montretout verschlang alles.

Therese war bald achtzig, als sie eines Tages unter den Arkaden des Théâtre Français betteln ging. Denn sie wagte nicht, mit leeren Händen vor ihrem Ausbeuter zu erscheinen.

Sie starb im Elend, obschon sie in Wohlstand und Ehren hätte leben können.

Auf ihrem Grabstein im Friedhof zu Plessis-Belleville steht die Inschrift:

«Hier ruht die sterbliche Hülle der Therese Lavasseur, Gefährtin des Jean-Jacques Rousseau, geboren in Orléans, den 22. September 1721, gestorben in Plessis-Belleville, den 17. Juli 1801.»

«Gefährtin» steht auf dem Grab, und nicht Ehefrau.

Denn die Nachwelt war der Ansicht, dass sie diesen Titel nicht verdient habe.

(Autorisierte Uebersetzung von L. O.)